

VII.

Es war gegen Abend an demselben Tage, an welchem sich die im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten am Ufer des Flusses zugetragen hatten, als Donna Rosa mit ihren Dienerinnen, Don Rodrigo und der Mönch Ambrosio in der angehenden Kühle in der Beranda saßen. Die abendliche Brise wehte von der See her und trug die Düfte der blühenden Blumen und Sträucher zu der Beranda. Rosa blickte ihren Gatten besorgt an. Er sah ermattet und angegriffen aus, aber Heiterkeit strahlte aus seinen Augen.

„Aber Rodrigo,“ sagte sie, „du bist mir seit acht Tagen ein Räthsel. Von morgens früh bis zu dem sinkenden Abend bist du draußen. Niemand weiß wo, und doch ist die Gefahr so groß, die uns von seiten der Seminolen droht. Du wirst doch die Rache der Wilden nicht aufstacheln durch die Verfolgung der Diebe der geraubten Kinder? Laß sie und trage den kleinen Verlust, daß nicht größeres Elend uns daraus erwachse, vielleicht unser ganzes Glück in Trümmer bricht und wir unser Leben enden unter den Tomahawks der Wilden.“

Rodrigo lächelte. „Gib keinen unnützen Sorgen Raum,“ sagte er und sah die treue Gefährtin seines Lebens mit freundlichen Blicken an.

„Du hältst keine Siesta mehr,“ fuhr sie fort, „ich weiß es. Das wird und muß deine Gesundheit untergraben.“

„Ich komme ja eben von der erquickendsten Siesta, deren ich mich erinnern kann, eben weil es seit acht Tagen die erste ist, die ich genossen habe,“ erwiderte Rodrigo und horchte, denn man hörte von der Ferne her dumpfe Töne, als würde das Tamtam der Neger geschlagen. Er wußte, was es zu bedeuten habe, und lächelte.